

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 82 (1988)
Heft: 7-8

Artikel: Der Herr ist mein Trotz!
Autor: Bichsel, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

*Der Herr ist dein Trotz;
er behütet deinen Fuss,
dass er nicht gefangen werde.
Sprüche 3, 26*

Der Herr ist mein Trotz!

Meine Lieben,

schon die Anrede fällt mir schwer, soll ich sagen «meine lieben Schwestern und Brüder», «liebe Gemeinde», «Mitschristen», «Mitmenschen». Schon wenn ich Sie anrede, beginnt die Lüge, und wenn ich Sie anrede mit «meine Lieben», dann weiss ich, dass ich unfähig sein werde, Sie alle zu lieben.

Ich bin ein Schriftsteller, und ich betreibe mit Spass und Ärger ein Lügengeschäft, ein Fabuliergeschäft, und nun stehe ich hier und soll bekennen, was ich nicht bekennen kann.

Ich bin ein Mensch, ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und ich bin das gern, und weil ich das gern bin, bin ich auch ein Opportunist, ich bin schnell unter Christen ein Christ, unter Sozialisten ein Sozialist, unter Fussballfans ein Fussballfan – und ich schäme mich nicht dafür, ein Opportunist zu sein. Ich will dazugehören, ich will mit dabei sein. Opportunismus ist auch eine menschliche Fähigkeit.

Trotzdem – nichts anderes macht mir so Angst wie mein Opportunismus.

Deshalb fürchte ich mich vor einem Bekenntnis. Ich stelle mich nicht gern vor Christen und sage: «Ich bin ein Christ.» Ich stelle mich nicht gern vor Gläubige und sage: «Ich glaube an einen Gott.»

Wenn ich so etwas unter Sozialisten sage oder unter Fussballfans, dann vertraue ich mir mehr, denn dort ist es trotzig gesagt, und ich vertraue meinem Trotz.

Ich vertraue meinem «Nein, nein» mehr als meinem «Ja, ja». Und Christ

sein in unserer Zeit, das hat mit Nein sagen wohl mehr zu tun als mit Ja sagen.

Es gibt ein christliches Nein, und das wohl erschütterndste Nein stammt von Jesus selbst. «Meinet ihr, dass ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Nein, sondern Zwietracht», sagt der trotzigste Jesus in Lukas 12, 51.

Und er meint wohl damit «Auseinandersetzung», «Dagegen sein können».

Mir gefällt das kleine, stille, liebe Kind, dem der Onkel zärtlich übers Haar streichelt und sagt: «Du besch e ganz e Liebe», und es stampft auf den Boden und sagt: «Nei, e be e ganz e Böse.»

Das heisst: Ich bin nicht nur lieb und opportun, ich bin auch selbst jemand.

Ich bin ein anderer – das ist Trotz.

Und der wunderbare Satz von Dorothee Sölle ist ein trotziger Satz: «Christ sein bedeutet das Recht, ein anderer zu werden.»

Eine andere, ein anderer werden – das bedeutet das Recht, nein zu sagen.

«Der Herr ist mein Trotz!»

Ich weiss nicht, ob ich an einen Gott glaube – und Fromme werden mir diesen Satz nicht verzeihen, aber ich kann in dieser einen Sache nicht lügen – das ist schon sehr eigenartig, dass ich es in dieser Sache nicht kann, und vielleicht ist das schon ein Teil eines Gottesbeweises – aber ich kann wirklich beim besten Willen nicht wissen, ob ich an ihn glaube.

Trotzdem, trotzdem – ich brauche ihn. Nicht einfach als Tröster und Helfer, nicht einfach als einen, bei dem sich der Leichtathlet durch Bekreuzigen einen Hochsprungweltrekord erbetet – ich brauche ihn, damit das alles, was ist, nicht

sinnlos ist – und damit das alles, was ist, nicht alles ist.

«Der Herr ist mein Trotzdem!»

Und wenn einer kommt, der schlüssig und endgültig beweist, dass es ihn nicht gibt – ich brauche ihn trotzdem.

Ich brauche ihn nicht, um zu überleben. Ich brauche ihn nur, um leben zu können.

Damit das, was hier ist, nicht alles ist. Damit Lernen nicht alles ist und Arbeiten nicht alles ist, damit Karriere und Landesverteidigung und Zivilschutz und Atomkraft und Krieg und Aufrüstung, schweizerische Aufrüstung, nicht alles ist.

Damit Reichtum und Villa und Jacht und Freundin zum Vorzeigen und Auto zum Vorzeigen nicht erstrebenswert sind.

Ich brauche ihn, damit ich mir vorstellen kann, dass sich jemand freut über mein Nein, dass sich jemand darüber freut, wenn ich versuche, ein anderer zu sein – versuche, trotzig auf den Boden zu stampfen, wenn mir der gute Onkel übers Haar fährt.

Ich brauche ihn, damit es sinnvoll ist, dass diese Welt mich überlebt.

Und sie wird uns nur überleben, wenn uns der Trotz gelingt, wenn uns der Widerstand gelingt. Wir Menschen haben diese Welt endgültig in unsere Hände genommen – wir haben den Weltuntergang endgültig in unseren Händen.

Und wir wissen endgültig alle, dass wir ihn schaffen können. Und wir wissen alle nicht, ob wir ihn werden verhindern können.

«Um deswillen ergreift den Harnisch Gottes, auf dass ihr an dem bösen Tage Widerstand tun und alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget», schreibt Paulus an die Epheser.

Das hat Paulus nicht umweltschützerisch gemeint, aber inzwischen muss ich es so verstehen: Wenn wir das Feld behalten wollen, dann haben wir Widerstand zu leisten – dann *hätten* wir Widerstand zu leisten, hätten wir endlich Widerstand zu leisten.

Ich weiss, wovon ich spreche, weil ich von mir selbst weiss, dass ich es nicht kann.

Ich habe zu oft in meinem Leben nicht Nein gesagt. Und mein Mut und mein Trotz ist ein literarischer. Er gelingt mir fast nur auf dem Papier.

Mein Gott gelingt mir nicht, weil mir mein Trotz nicht gelingt.

Und hie und da staune ich, wie leicht dieser Gott den anderen gelingt, den Feldpredigern und Diktatoren, den Generälen und Bossen oder etwa unserer Bundesverfassung, die mit «Im Namen Gottes, des Allmächtigen» beginnt, und so werden dann halt auch die Autobahnen in seinem Namen gebaut und die Atomkraftwerke, und dann wird eben auch ein Mehrheitsbeschluss ein göttlicher Beschluss und Widerstand heidnisch.

Ich spreche niemandem, der oder die sich zum Christentum bekennt, sein oder ihr Christentum ab – auch schwache, böse, feige Menschen dürfen Christen sein.

Ich staune ab und zu nur, wie leicht es ihnen fällt. Mir fällt es schwer.

Mir fällt mein Trotz nicht leicht. Aber dass der Herr mein Trotz ist, das ist meine Hoffnung. Ich hoffe nicht auf Gott, aber ich hoffe auf unseren Trotz, der Gott ist.

Ich möchte hier leben, und ich lebe gern. Ich möchte nicht hier leben, um reich zu werden und Karriere zu machen und die ganze Welt wirtschaftlich zu beherrschen, sondern um Bücher zu lesen, Geschichten zu hören und Geschichten zu erzählen, mit meinen Freundinnen und Freunden zu lachen. Gute Menschen kennenzulernen, und ich kenne viele solche. Ich möchte es mir hier gefallen lassen. Und ich möchte weinen können und traurig sein können.

Ich möchte leben können wie Oliver Hardy und Stan Laurel, wie Dick und Doof.

Sie sind mir eingefallen, als ich auf der Suche nach trotzigem Menschen war, zwei Clowns, die es leider in Realität

nicht gibt, aber die sich so schön erfunden haben.

Und wenn ich sage, ich möchte so leben können, wie sie es im Film konnten, dann meine ich nicht etwa, dass ich die Leute so zum Lachen bringen möchte, sondern dass ich den Mut hätte, ihre Tragödie zu leben, die eine trotzig und lebensfrohe ist.

Sie nehmen ihr Leben ernst, und das finden wir komisch – und es ist sehr komisch, dass wir das komisch finden.

Sie sind trotzig Menschen, weil sie die kleinste Begegnung, das kleinste Ereignis zu Ende leben, und sie sind trotzig, weil sie jede Begegnung als Verlierer verlassen, als zufriedene Verlierer.

Sie gehen durch die Strasse und sehen beim Kehricht am Strassenrand einen ausgedienten Weihnachtsbaum, und wenn Stan auf ihn zugeht und ihn aus dem Kehricht holt, dann wissen wir Zuschauer, dass dies der Anfang einer ganzen Odyssee ist, die bis zum bitteren Ende gelebt werden muss.

Natürlich wollen sie mit diesem Baum reich werden – sie sind Menschen –, aber es misslingt ihnen, sie sind Menschen, und ihr Misslingen ist menschlich.

Uns wirklichen Menschen aber – so scheint mir – ist alles immer wieder gelungen, die Kernspaltung ist uns gelungen, die Mondlandung ist uns gelungen, der Erste und der Zweite Weltkrieg sind gelungen, und die Kriegsgewinne sind gelungen, und Wachstum, Wachstum, Wachstum ist uns gelungen – wie unmenschlich unser Gelingen geworden ist!

Ach, wären wir doch tollpatschig wie die Clowns. Der trotzig Gott hätte sie geliebt.

Und ich hätte die beiden – Stan und Oliver – gern einmal als überzeugte, gute Christen scheitern sehen. Ich bin sicher, ihr Scheitern wäre ein anderes – ein konsequenteres – gewesen als unseres.

Ich weiss, die Geschichte von Stan und Oliver will hier nicht reinpassen. Also lasse ich sie.

Ich wollte damit nur sagen, dass ich die

Hoffnung auf die Menschen nicht aufgegeben habe. Glaube, Liebe, Hoffnung hat für mich mit Menschen zu tun. Und jener Gott, der es dann schon tut – und tut, wie er will –, jener Gott, der es dann schon tut, das kann – so glaube ich – nicht der Gott der Christen sein.

Und hier wusste ich beim Schreiben nicht mehr weiter, und ich bin spazieren gegangen und habe in der Beiz einen Bauern getroffen, einen sehr aufgeklärten Bauern, der mir von seinen Vorstellungen von Landwirtschaftspolitik erzählte und sich sehr ereiferte und engagierte. Und er erzählte von seinen Zuckerrüben, von seinem Raps, von seinem Roggen, von seinen Kartoffeln und von seinen Erbsen – und ich habe dabei vergessen, dass ich an einem Manuskript sass über den sicheren Weltuntergang, und ich mochte ihn sehr, diesen Bauern, und hatte sehr Vertrauen in ihn, und ich habe mit ihm gestritten und mich mit ihm verständigt, und habe wieder eine Stunde lang an die Menschen geglaubt.

Das ist sehr schön, wenn man an die Menschen glauben kann, und wer den Glauben an sie verliert, der verliert auch seinen Gott.

Ich habe den Bauern nicht gefragt, ob er mitkäme auf die Barrikaden, in den Widerstand. Ich habe vergessen zu fragen, ob er für oder gegen Atomkraftwerke sei, für oder gegen die Landesverteidigung, für oder gegen die Revolution. Ich habe wirklich vergessen, ihn zu fragen. Ich habe den Untergang der Welt vergessen.

Das passiert mir oft, wenn ich Menschen treffe, denn nur Menschen sind meine Hoffnung, und ich gehöre nicht zu jenen, die Gott in der Natur erleben – im blauen Enzian und im weissen Edelweiss – Bäume erinnern mich nicht an Gott, nur Menschen.

Und hie und da habe ich eine ganz kleine Hoffnung. Sie ist so klein, dass sie mich sogar ein bisschen kitzelt in meinem Bauch. Hie und da habe ich die ganz, ganz kleine Hoffnung, dass es uns gelingt.

Dass es uns gelingt, nein zu sagen.
Denn das Wort der Befreiung heisst
Nein.

Und der Herr ist mein Trotz.

Und ich weiss, dass ich nicht allein bin
mit meinem Trotz.

Und ich weiss, dass ich diese Bibelstel-
le wohl allzu eigennützig, wohl allzu poli-
tisch interpretiert habe, und vielleicht
auch total falsch.

Jener Hebräischkenner, der kommt

und sagt, dass Luther falsch übersetzt
hätte oder dass ich das Wort «Trotz» bei
Luther falsch verstanden hätte. Jener
Hebräischkenner wird mich nicht über-
raschen, denn schon in der Zwinglibibel
ist diese Stelle anders übersetzt, es heisst
dort nicht:

«Der Herr ist dein Trotz», sondern:
«Der Herr wird deine Zuversicht sein.»

Also ist mein Trotz und Euer Trotz
und unser Trotz meine Zuversicht.

Markus Mattmüller

Der Beitrag der religiösen Sozialisten zum Sozialismus in der Schweiz

Die Okkupation des Evangeliums durch die Bourgeoisie

Christentum und Sozialismus – das ist
nicht gerade eine Liebesgeschichte. Im
Jahre 1920 veröffentlichten die Schwei-
zer Bischöfe ein Bettagsmandat, in wel-
chem sie vor dem Sozialismus warnten
und ihn eine grosse Gefahr nannten, un-
vereinbar mit den Grundsätzen der
christlichen Religion: «Man kann nicht
Sozialist und Katholik gleichzeitig sein.»
Und die Reformierten können sich dem-
gegenüber nicht besser fühlen: Ellenlang
ist die Liste der evangelischen Vorden-
ker, die in sauberen ethischen Abwägun-
gen Menschenwürde und Privateigentum
voneinander abhängig machten und den
Atheismus als konstitutives Element al-
ler sozialistischen Denkart denunzier-
ten.

Keine Liebesgeschichte: Das Evange-
lium schmachtete auch in unserem Lande

in der babylonischen Gefangenschaft
beim Bürgertum, in den Dienst genom-
men von Klasseninteressen und gut be-
wacht von kirchlichen Instanzen, deren
Toleranz gegenüber linken Christen re-
lativ enge Grenzen hatte. Immerhin: Die
evangelischen Kirchen des Landes kann-
ten wenigstens das Prinzip der freien
Pfarrwahl, und dadurch gelangte ge-
legentlich ein erklärter Sozialist auf eine
Kanzel oder in eine Synode, aber in die
oberen Instanzen der kirchlichen Ent-
scheidungsträger denn doch nicht. Und
die katholischen Mitschwestern können, wie
wir eben erlebt haben, nicht einmal bei
der Bestimmung ihrer Bischöfe mitreden.

Wie das Bürgertum und speziell des-
sen kapitalistischer Flügel die Kirche in
Dienst nahmen, lässt sich im theoretischen
und praktischen Bereich zeigen. Da
waren die Aktionen der lokalen In-
dustriepotentaten gegen Pfarrer, die den